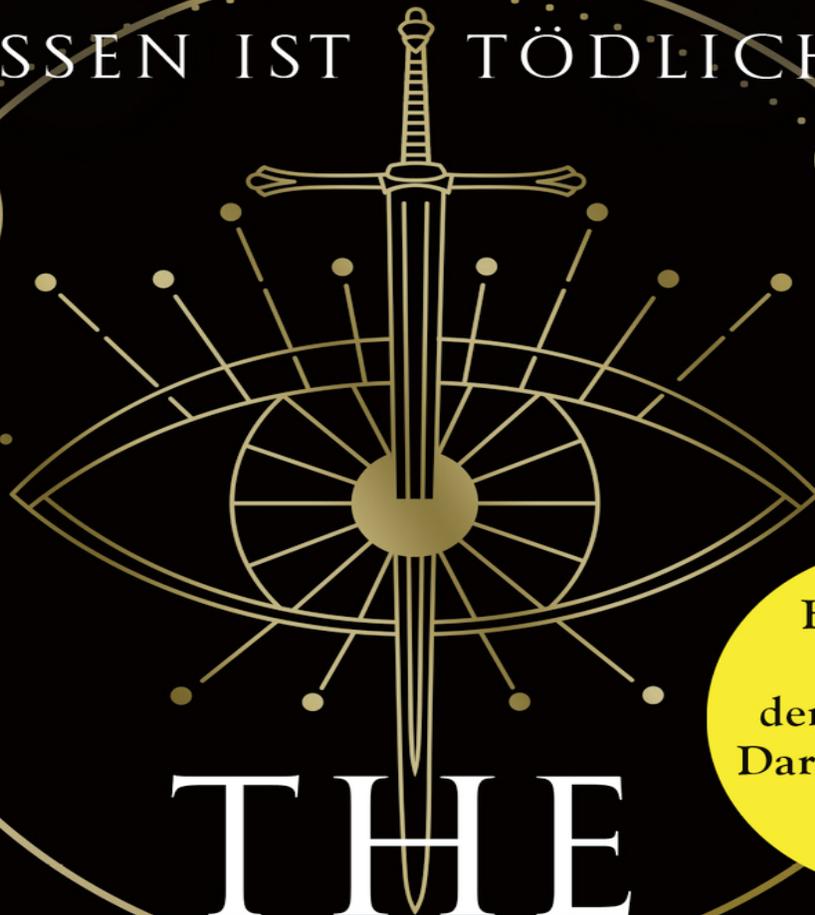


WISSEN IST TÖDLICH



Explosiver
Auftakt
der magischen
Dark-Academia-
Trilogie

THE
ATLAS
SIX
OLIVIE BLAKE



TOR

Olivie Blake

The Atlas Six

Wissen ist tödlich

Aus dem amerikanischen Englisch von Heide Franck und
Alexandra Jordan

 | E-BOOKS

Über dieses Buch

Die Bibliothek von Alexandria ist nicht untergegangen, sie verwahrt im Verborgenen seit Tausenden von Jahren die dunkelsten Geheimnisse. Alle zehn Jahre bekommen die talentiertesten Magier*innen ihrer Generation die Möglichkeit, das uralte Wissen zu studieren: Jene, die die Initiation überstehen, erwartet ungeheurer Reichtum, Macht und Weisheit. Doch von den sechs Auserwählten werden nur fünf überleben.

Dieses Mal sind mit dabei: Libby Rhodes und Nico de Varona, zwei begnadete Magier von der New York School of Magic, die sich gegenseitig nicht ausstehen können. Die Telepathin Parisa Kamali und der Empath Callum Nove, beide Meister der Manipulation. Tristan Caine, der zynische Sohn eines Londoner Gangsters, der jede Illusion durchschauen kann und Reina Mora, eine mysteriöse Elementarmagierin aus Japan.

Zwischen den mächtigen Adepten beginnt ein Spiel auf Leben und Tod.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Biografie

Olivie Blake liebt und schreibt Geschichten - die meisten davon fantastisch. Besonders fasziniert ist sie dabei von der endlosen Komplexität des Lebens und der Liebe. Sie arbeitet in Los Angeles, wo sie die meiste Zeit über von ihrem Lieblings-Pitbull gnädig toleriert wird. Ihr selbst publiziertes Buch „The Atlas Six“ wurde auf TikTok zur Sensation, bevor es von Tor Books erneut veröffentlicht und in über zwanzig Sprachen übersetzt wurde.

Weitere Informationen finden Sie auf www.tor-online.de und www.fischerverlage.de

*Für meinen Physiker und meine Optimistin,
und für Lord Oliver – danke für den Schlagabtausch.*

Anfang

Womöglich wurde schon zu viel über die Große Bibliothek von Alexandria geschrieben. Im Lauf der Geschichte hat sie sich als unendlich faszinierendes Objekt entpuppt. Vielleicht, weil die Phantasie allein ihren möglichen Inhalten Grenzen setzt oder weil das kollektive Sehnen der Menschheit stets die größte Macht entfaltet. Menschen lieben alles, was verboten ist, und in den meisten Fällen ist Wissen ganz genau das: verboten. Verlorenes Wissen umso mehr. Ob nun zu viel über sie geschrieben wurde oder nicht, in der Erzählung um die Bibliothek von Alexandria findet jeder etwas, nach dem er sich sehnt, und wir als Spezies waren schon immer anfällig für den Ruf des Unbekannten, der uns aus der Ferne entgegenhallt.

Man sagt, dass vor ihrer Zerstörung über vierhunderttausend Papyrusrollen zu Geschichte, Mathematik, Naturwissenschaften, Ingenieurwesen und Magie in der Bibliothek aufbewahrt wurden. Viele Menschen stellen sich Zeit wie eine gleichmäßig ansteigende Linie vor, wie einen gleichmäßigen Bogen des Wachstums, des Fortschritts. Dieser Eindruck entsteht schnell, wenn Geschichte nur von Siegern geschrieben wird. In Wahrheit hat die Zeit, wie wir sie kennen, Gezeiten. Sie ist eher zyklisch, nicht linear. Gesellschaftliche

Vorlieben und Feindbilder verändern sich, und es geht nicht immer vorwärts. Mit der Magie verhält es sich genauso.

Die kaum bekannte Wahrheit ist, dass die Bibliothek von Alexandria niederbrannte, um sich selbst zu retten. Sie starb, um wieder aufzuerstehen – nicht wie der metaphorische Phönix aus der Asche, sondern eher aus sherlockisch-strategischen Gründen. Als Julius Caesar an die Macht kam, wurde den alten Kuratoren klar, dass ein Reich auf drei Säulen stehen muss: Unterdrückung, Verzweiflung und Ignoranz. Sie wussten ebenfalls, dass die Welt auf ewig von ähnlicher Tyrannei heimgesucht werden würde, und kamen zu dem Schluss, dass ein Archiv von solchem Wert sorgfältig versteckt werden müsse, wenn es überleben sollte.

An sich war der Trick so alt wie die Zeit selbst: Die Bibliothek täuschte ihren eigenen Tod vor und verschwand, um einen Neuanfang zu wagen. Der Erfolg dessen hing gänzlich davon ab, wie gut sie ihr eigenes Geheimnis zu bewahren vermochte. Die Medäer, die Bildungselite der magischen Bevölkerung, hatten Zugriff auf dieses verborgene Wissen, solange sie sich seinem Schutz verschrieben. Aus den Trümmern der Bibliothek entstand eine Geheimgesellschaft, deren Privilegien ebenso weitreichend waren wie ihre Verantwortung. Sie konnte das gesamte Wissen der Menschheit nutzen und musste im Gegenzug nichts weiter tun, als es zu pflegen und es zu vermehren.

Je größer die bekannte Welt wurde, je mehr das Wissen über die Bibliotheken von Babylon, Karthago, Konstantinopel hinaus

und um die islamischen und asiatischen Bibliotheken anwuchs, die dem Kolonialismus und seinem Imperium zum Opfer fielen, desto größer wurde auch das alexandrinische Archiv. Je größer der Einfluss der Medäer wurde, desto größer wurde auch die Geheimgesellschaft selbst.

Alle zehn Jahre wurde eine neue Klasse möglicher Kandidaten ausgewählt. Sie durchliefen eine einjährige Ausbildung, in der sie alles über die Bibliothek und die Aufgaben lernten, denen sie ihr Leben lang nachgehen sollten. In vielerlei Hinsicht ähnelte das Programm einer Doktorandenstelle oder einem Stipendium. Ein Jahr lang lebten die Kandidaten in den Archiven, atmeten, aßen und schliefen zwischen Folianten unendlichen Wissens. Nach Ablauf des Jahres wurden fünf der sechs Kandidaten in die Gesellschaft eingeführt. Danach setzten die Auserwählten das intensive Studium in einer von ihnen gewählten Fachrichtung ein weiteres Jahr lang fort, bevor sie entschieden, ob sie weiterhin in der Forschung arbeiten wollten, oder, was wahrscheinlicher war, ob sie eine neue Stelle annahmen. Die Alexandriner wurden zumeist Politikerinnen, Wohltäter, Geschäftsführerinnen und preisgekrönte Wissenschaftler. Was sie erwartete, waren Reichtum, Macht, Ansehen und Wissen jenseits ihrer wildesten Träume – für die Initiation ausgewählt zu werden, war der Beginn eines Weges unendlicher Möglichkeiten.

Das waren jedenfalls die Worte, die Dalton Ellery an die neueste Gruppe von Kandidatinnen und Kandidaten richtete,

von denen keiner wusste, wo er war oder worum es hier ging. Sie hatten noch nicht verstanden, dass Dalton Ellery nur deshalb hier vor ihnen stand, weil er selbst ein außergewöhnlich fähiger Medäer war, wie es ihn nur alle paar Generationen gab. Sie wussten nicht, dass er diesen Lebensweg vielen anderen vorgezogen hatte, die sich ihm eröffnet hatten. Wie auch sie hatte er sich gegen den Menschen entschieden, der er hätte sein können, gegen das vergleichsweise gewöhnliche Leben, das er vermutlich hätte führen können. Er hätte sich in der nichtmagischen Wirtschaft nützlich machen können und dafür all das ziehen lassen, was er nach seiner Aufnahme hier erlebt hatte. Vielleicht hätte er dennoch außergewöhnliche Magie gewirkt, doch er wäre nie ganz der Durchschnittlichkeit entronnen. Er wäre der Profanität anheimgefallen, der Mühsal der Langeweile, wie es allen Menschen früher oder später erging. Doch mit seiner Entscheidung hatte er sein Schicksal gewendet. Er würde nie das graue Einerlei einer bedeutungslosen Existenz kennenlernen, weil er sich vor zehn Jahren für dieses Leben entschieden hatte.

Er sah die Kandidaten vor sich an und stellte sich das Leben, das er hätte haben können, erneut vor. Die Leben, die sie alle hätten haben können, wenn ihnen solch ... Reichtum nie angeboten worden wäre. Ewiger Ruhm. Unerreichte Weisheit. Hier würden sie die Geheimnisse entdecken, die die Welt seit Jahrhunderten, Jahrtausenden vor sich selbst verbarg. Sie würden Dinge sehen, die gewöhnliche Menschen nie zu Gesicht

bekamen. Dinge, die gewöhnliche Menschen mit ihrem stumpfen Verstand nicht einmal erfassen konnten.

Hier würden ihre Leben sich ändern. Ihr altes Ich würde wie die Bibliothek selbst zerstört werden, um dann neu errichtet und in den Schatten verborgen zu werden. Niemand außer den Kuratoren, den anderen Alexandrinern und dem geisterhaften Hauch ungelebter Leben und unbeschränkter Wege würde wissen, wer sie einst gewesen waren.

Allerdings verschwieg Dalton ihnen, dass Größe nie leicht zu ertragen war. Auch sagte er ihnen nicht, dass sie nur denjenigen angeboten wurde, die diese Last auch stemmen konnten. Er sprach nur von der Bibliothek, der Initiation und davon, was zum Greifen nah war, wenn sie den Mut aufbrachten, die Hand danach auszustrecken.

Wie zu erwarten, waren sie hingerissen. Dalton hatte die Gabe, Konzepten, Gedanken und Objekten Leben einzuhauchen. Eine unauffällige Fähigkeit. So unauffällig, dass man sie nicht für Magie hielt. Deshalb war er ein außergewöhnlicher Gelehrter. Diese Fähigkeit machte ihn zum perfekten Mentor für diese Klasse neuer Alexandriner.

Noch bevor er zu sprechen begonnen hatte, wusste er, dass sie alle das Angebot annehmen würden. Es handelte sich letztendlich um eine Formalität. Niemand lehnte ein Angebot der Alexandrinischen Gesellschaft ab. Sogar diejenigen, die Desinteresse heuchelten, würden nicht widerstehen können. Sie würden mit allen Mitteln kämpfen, das wusste er, um das folgende Jahr zu überleben. Und wenn sie so unerschrocken

und talentiert waren, wie die Gesellschaft glaubte, dann würden sie auch überleben.

Die meisten von ihnen jedenfalls.

Die Moral der Geschichte lautet:

Hüte dich vor dem Mann, der dir unbewaffnet gegenübertritt.

Bist du nicht sein Ziel, wird er dich zu seiner Waffe machen.

I

Waffen



Libby

Fünf Stunden zuvor

Am selben Tag, an dem Libby Rhodes Nicolás Ferrer de Varona kennenlernte, stellte sie fest, dass nur das Wort *wutentbrannt*, für das sie bisher keinerlei Verwendung gehabt hatte, ihre Gefühle beschrieb, wenn er in der Nähe war. Libby hatte an diesem Tag versehentlich die jahrhundertealten Vorhänge im Büro der Dekanin Professor Breckenridge angezündet, so dass ihre Zeit an der New York University of Magical Arts gleichzeitig mit ihrem unsterblichen Hass auf Nico begann. Seitdem hatte sie jeden Tag vergeblich versucht, sich in Zurückhaltung zu üben.

Doch der heutige Tag würde trotz ihrer Zündkraft anders laufen, denn es war ihr letzter Tag an der Uni. Abgesehen von unabsichtlichen Begegnungen, bei denen sie einander sicherlich mit aller Macht ignorieren würden, würden Nico und sie endlich getrennte Wege gehen. Manhattan war groß und voller Menschen, die sich aus dem Weg gingen. Sie würde nie wieder mit Nico de Varona zusammenarbeiten müssen. An diesem Morgen hätte sie vor Freude fast angefangen zu singen, was ihr Freund Ezra auf näherliegende Gründe zurückgeführt hatte: Sie würde als Jahrgangsbeste ihren Abschluss machen (sie und Nico waren gleichauf, aber es war sinnlos, daran zu

denken) und die NYUMA-Abschiedsrede halten. Beides ohne Frage große Ereignisse, doch noch verlockender war der neue Lebensabschnitt, der danach kam.

Nach diesem Tag würde sie Nico de Varona nie wieder sehen müssen, und nichts machte sie so glücklich wie die Aussicht auf ein nicofreies Leben.

»Hi, Rhodes«, sagte Nico, als er seinen Platz neben ihr auf der Bühne einnahm. Ihr Nachname perlte von seiner Zunge, bevor er, süffisant wie immer, die Nase hob und schnüffelte. Manchen reichten wohl seine sonnengebräunten Grübchen und seine genau richtig gebrochene Nase, um über seine geringe Größe und seine zahlreichen Charakterschwächen hinwegzusehen. Für Libby hatte Nico de Varona einfach nur gute Gene und mehr Selbstbewusstsein, als ein Mensch haben sollte. »Hm. Merkwürdig. Riecht es hier nach Rauch, Rhodes?«

Sehr witzig. Zum Schreien.

»Pass bloß auf, Varona. Dir ist klar, dass das Auditorium genau über einer Verwerfungslinie erbaut ist, ja?«

»Logisch. Immerhin werde ich das gesamte nächste Jahr daran arbeiten«, konterte er. »Übrigens echt schade, dass du das Stipendium nicht bekommen hast.«

Weil er ihr mit dieser Bemerkung offensichtlich nur auf die Nerven gehen wollte, ließ Libby den Blick über die Menge wandern und ignorierte ihn. Das Auditorium war voller, als sie es je erlebt hatte. Absolventen und ihre Familien belegten jeden einzelnen Platz bis hoch auf die Empore und quollen bis in den Vorraum hinaus.

Sogar aus der Ferne konnte Libby ihren Vater sehen, der seinen einzigen guten Blazer trug. Er hatte ihn vor zwanzig Jahren für eine Hochzeit gekauft und trug ihn seither zu jeder auch nur annähernd feierlichen Veranstaltung. Er saß neben Libbys Mutter, fast genau in der Mitte des Saales. Während sie die beiden beobachtete, überkam Libby plötzlich eine heftige Zuneigung. Sie hatte ihnen natürlich gesagt, dass sie nicht kommen mussten. Umstände und so weiter. Aber ihr Vater war in seinen Blazer geschlüpft, ihre Mutter hatte Lippenstift aufgetragen, und auf dem Stuhl neben ihnen ...

War nichts. Libby fiel der leere Platz gerade in dem Augenblick auf, als sich eine Jugendliche in High Tops durch die Reihe schlängelte, der gehstockbewehrten Großmutter eines Absolventen auswich und der Menge eine Grimasse schnitt, die deutlich machte, was sie von den Leuten hier hielt. Die Szene war in ihren Gegensätzen fast schon unheimlich: die vertraute Miene jugendlichen Überdrusses (der in dem zu den Sneakern kombinierten trägerlosen Kleid zwiespältigen Ausdruck fand) und der sehr reale leere Stuhl neben Libbys Eltern. Ihr Blick schwamm, und einen Moment lang war sie unsicher, ob sie mit akuter Erblindung oder einem drohenden Tränenausbruch geschlagen war.

Zum Glück blieb sie von beidem verschont. Wenn Katherine noch leben würde, wäre sie keine sechzehn mehr. Irgendwie war Libby älter geworden, als ihre große Schwester je gewesen war. Und auch wenn sie diese Logik bis heute nicht begriff, war

die Wunde mittlerweile alt. Nicht mehr lebensbedrohlich. Wie mit einer Kruste überzogen, an der Libby manchmal knibbelte.

Bevor ihre Gedanken noch düsterer werden konnten, nahm sie eine andere Bewegung im Gang wahr. Unzählbare schwarze Locken wippten auf und ab, und schon war der Platz neben ihren Eltern besetzt. Ezra, der den einzigen Pullover trug, den Libby nicht in die falsche Wäsche gesteckt hatte, füllte die Leere aus, die Katherine hinterlassen hatte. Er beugte sich vor, um Libbys Vater das Programmheft und ihrer Mutter ein Taschentuch zu reichen. Sie unterhielten sich höflich miteinander, dann blickte er auf. Als er Libby auf der Bühne ausmachte, leuchteten seine Augen auf. Er bewegte den Mund: *Hi.*

Der alte Schmerz, den Katherines Fehlen hervorrief, verwandelte sich in Erleichterung. Ihre Schwester hätte diese Veranstaltung gehasst. Sie hätte Libbys Kleid gehasst und ihre Frisur wahrscheinlich auch.

Hi, sagte Libby ebenso lautlos wie er und wurde mit Ezras so vertrautem schiefen Lächeln belohnt. Er war schmal, fast schon mager, obwohl er pausenlos etwas aß, und größer, als man zunächst dachte. Seine Bewegungen hatten eine katzenartige Eleganz, und diese Eleganz gefiel ihr. Er strahlte eine Ruhe aus, die sie angenehm fand.

Weniger angenehm fand sie das Lächeln, das Nicos Lippen umspielte. Er war ihrem Blick offenbar gefolgt. »Ah, Fowler ist auch hier, wie ich sehe.«

Libby, die für ein paar glückselige Augenblicke vergessen hatte, dass Nico überhaupt da war, gefiel der Tonfall nicht.

»Warum denn auch nicht?«

»Och, nur so. Ich hätte gedacht, dass du mittlerweile eine bessere Partie gemacht hättest, Rhodes.«

Geh nicht drauf ein, geh nicht drauf ein, geh nicht drauf ein ...

»Ezra hat eine neue Stelle bekommen«, sagte sie kühl.

»Steht hinter der Null jetzt ein Komma?«

»Nein, er ist ...« Libby hielt inne, ballte eine Hand zur Faust und zählte leise bis drei. »Er ist jetzt Projektmanager.«

»Meine Güte«, sagte Nico trocken. »Wie *beeindruckend*.«

Sie warf ihm einen vernichtenden Blick zu, und er lächelte.

»Deine Krawatte sitzt schief«, bemerkte sie betont gleichgültig, und seine Hand schoss sofort hoch, um die Krawatte zu richten. »Hat Gideon sie dir nicht eben erst gebunden?«

»Doch, hat er, aber ...« Als er erkannte, dass er ihr auf den Leim gegangen war, brach er ab. Libby beglückwünschte sich im Stillen zu ihrem Triumph. »Sehr witzig, Rhodes.«

»Was denn?«

»Gideon ist mein Kindermädchen, sehr witzig. Das ist ja mal ein ganz neuer Spruch.«

»Und über Ezra herzuziehen ist auf einmal revolutionär?«

»Nicht meine Schuld, dass Fowlers Fehler unerschöpflich sind«, erwiderte Nico, und wenn ihre Professoren, Klassenkameraden und deren Familien nicht im Raum gewesen

wären, hätte Libby nicht tief durchgeatmet, sondern ihrer Magie einfach freien Lauf gelassen.

Leider galt es als unerwünschtes Verhalten, Nico de Varonas Unterhose in Brand zu setzen.

Der letzte Tag, rief Libby sich in Erinnerung. Der letzte Tag, an dem ich Nico sehen muss.

Dann konnte er sagen, was er wollte, und ihr konnte es egal sein.

»Hast du deine Rede fertig?«, fragte Nico, und sie verdrehte die Augen.

»Als ob ich die mit dir besprechen würde.«

»Warum in aller Welt denn nicht? Ich weiß doch, dass du Lampenfieber bekommst.«

»Ich bekomme kein ...« Tief durchatmen. Und noch mal, doppelt hält besser. »Ich bekomme kein Lampenfieber«, brachte sie gefasst heraus. »Und selbst wenn, wie würdest du mir helfen können?«

»Oh, du hast gedacht, ich würde dir helfen wollen?«, fragte Nico. »Entschuldige, so war das nicht gemeint.«

»Hast du immer noch nicht verkräftet, dass nicht du gewählt wurdest, um die Rede zu halten?«

»Bitte.« Nico schnaubte leise. »Wir wissen doch beide, dass niemand Zeit darauf verschwendet hat, für so etwas Albernes wie eine Abschlussrede abzustimmen. Die Hälfte der Leute hier sind doch ohnehin schon betrunken.«

Obwohl Libby wusste, dass er recht hatte, würde sie das nie zugeben. Sie wusste auch, dass Nico auf das Thema empfindlich

reagierte. Er konnte noch so gleichgültig tun; er sah sie nicht gern gewinnen, egal, wie unwichtig ihm selbst der Sieg wäre.

Das wusste sie so genau, weil es ihr an seiner Stelle nicht anders ergangen wäre.

»Oh?«, machte sie amüsiert. »Wie hab ich denn dann gewonnen, wenn niemand Zeit darauf verschwendet hat?«

»Weil du als Einzige abgestimmt hast, Rhodes. Man könnte meinen, du hörst mir gar nicht zu ...«

»Rhodes«, sagte Dekanin Breckenridge warnend, als sie durch den Trubel um sie herum an ihnen vorbeieilte. »Varona. Ist es zu viel verlangt, dass Sie sich eine Stunde lang zivilisiert verhalten?«

»Professor«, begrüßten Nico und Libby sie im Chor, zwangen sich zu einem Lächeln, und Nicos Hand schnellte wieder zu seiner Krawatte.

»Kein Problem«, versicherte Libby der Dekanin. Sogar Nico wäre nicht so blöd, ihr jetzt zu widersprechen. »Hier ist alles in Ordnung.«

Breckenridge zog eine Augenbraue hoch. »Der Vormittag läuft also nach Plan?«

»Wie am Schnürchen«, sagte Nico und schenkte ihr ein charmantes Lächeln. Das war das Schlimmste an ihm: Solange man nicht Libby war, verhielt er sich völlig normal. Nico de Varona war der Liebling eines jeden Lehrers. Ihre Mitschüler wollten entweder so sein wie er, mit ihm ausgehen oder wenigstens mit ihm befreundet sein.

Mit viel Phantasie, wenn sie sich *wirklich* anstrengte, erschien das selbst Libby nicht so abwegig. Nico war so unheimlich sympathisch, dass es an Gemeinheit grenzte, und obwohl Libby nicht auf den Kopf gefallen war und ein natürliches Talent für Magie besaß, bevorzugten die Lehrer stets Nico. Wie auch immer er das genau anstellte, er schien Midas' Gabe zu haben. Er konnte völligen Blödsinn logisch klingen lassen; mehr aus Reflex als eventuell vorhandener Fachkenntnis. Libby war eine begabte Akademikerin, hatte sich aber diese Strategie nie aneignen können. Nicos gottgegebenen Charme konnte man nicht kopieren, er schien einfach aus ihm herauszufließen.

Außerdem konnte er Leute problemlos davon überzeugen, dass er wusste, wovon er sprach – auch wenn er keinen blassen Schimmer hatte. Meistens jedenfalls nicht.

Noch fataler als Nicos Schwächen war der einzige große Vorteil, den er Libby gegenüber hatte: den Job, den sie unbedingt wollte. Das würde sie natürlich auch nie zugeben. Klar, ihre Stelle bei der besten magischen Risikokapitalgesellschaft in Manhattan war nicht zu verachten. Libby würde die Finanzierung innovativer Medäer-Technologien sichern und sich aus einem Portfolio aufregender Ideen mit viel Potenzial für Wachstum und Sozialkapital ihren Liebling aussuchen. Schließlich war es allerhöchste Zeit zu handeln. Die Erde litt unter Überbevölkerung, ihre Ressourcen neigten sich dem Ende zu, wurden aber weiterhin ausgebeutet, und alternative Energiequellen waren wichtiger als je zuvor.

Mit der Stelle könnte sie die Struktur medäischer Forschungsentwicklung steuern – könnte sich ein Start-up aussuchen, das die Richtung der gesamten Weltwirtschaft veränderte –, und sie würde gut dafür bezahlt. Doch wirklich *gewollt* hatte sie das Forschungsstipendium der NYUMA, und natürlich hatte Nico es ohne nennenswerte Anstrengung bekommen.

Breckenridge setzte sich, Nico tat so, als wäre er ein vernunftbegabtes Wesen, und Libby malte sich ihre rosige Zukunft aus, sobald sie sich nicht mehr gegen Varona durchsetzen musste. Vier Jahre lang war er ein unvermeidlicher Teil ihres Lebens gewesen, wie ein lästiges, verkümmertes Organ. Physiomagische Medäer, die die Elemente so tiefgehend beherrschten wie sie, waren selten. So selten sogar, dass Libby und Nico die beiden Einzigen in ihrem Jahrgang waren. Vier endlose, qualvolle Jahre lang hatten sie ausnahmslos jeden Kurs zusammen besucht, und das Einzige, was sich mit ihren Kräften messen konnte, war ihr gegenseitiger Hass.

Für Nico, der immer ohne große Hürden durchs Leben glitt, war Libby einfach nur ein lästiger Störfaktor. Seit ihrer allerersten Begegnung hatte sie ihn für überheblich und arrogant gehalten, und nichts verabscheute Nico de Varona mehr als jemanden, der ihn nicht auf Anhieb vergötterte. Libbys ausbleibende Verehrung war vermutlich das erste Trauma, das er je erlitten hatte. Bestimmt raubte ihm der

Gedanke, dass es eine Frau gab, die ihm nicht zu Füßen lag, Nacht für Nacht den Schlaf.

Für Libby war die Sache komplizierter. Wegen ihrer unterschiedlichen Persönlichkeiten gerieten sie oft aneinander, aber vor allem war Nico ein unerträglicher Oberschichtenarsch, der Libby immer wieder an das erinnerte, was sie entbehrte.

Nico stammte aus einer Familie bekannter Medäer und hatte, wie sie vermutete, schon seit frühester Kindheit in seinem weitläufigen Palast in Havanna Magie praktiziert. Libby, deren Familie in der Vorstadt von Pittsburgh lebte und bisher keine Medäer oder auch nur Hexer hervorgebracht hatte, hatte an der Columbia studieren wollen, bis die NYUMA in Form von Dekanin Breckenridge dazwischengekommen war. Libby hatte nicht einmal die grundlegendsten medäischen Prinzipien gekannt, hatte in allen Fächern der Magietheorie aufholen müssen und doppelt so schwer gearbeitet wie alle anderen ... nur um sich dann anzuhören: »Ja, sehr schön, Libby ... Nico, warum zeigst du uns nicht mal, wie das geht?«

Nico de Varona wird nie wissen, wie sich das anfühlt, dachte Libby zum wiederholten Mal. Nico war gut aussehend, clever, charmant und reich. Libbys magische Macht stand seiner zwar in nichts nach, und weil ihre Selbstdisziplin seine um Längen übertraf, würde sie ihn vermutlich irgendwann übertrumpfen. Doch nach vier Jahren, in denen sie sich mit Nico de Varona hatte messen müssen, fühlte Libby sich unfair behandelt. Wäre er nicht gewesen, hätte sie ihr Studium mit links geschafft.

Vielleicht wäre ihr sogar langweilig geworden. Sie hätte keinen Rivalen gehabt und keinen Ebenbürtigen. Wer hätte ihr schon das Wasser reichen können, wenn Nico nicht gewesen wäre?

Niemand. Sie hatte nie jemanden getroffen, der auch nur annähernd so viel Talent für Physiomagie besaß wie Nico und sie. Die kleinen Erdbeben, die er verursachte, wenn ihn jemand auf die Palme brachte, würden einen weniger begabten Medäer vier Stunden und immense Anstrengungen kosten. Ein Funke von Libby hatte gereicht, um ihr das Stipendium der NYUMA und anschließend eine lukrative Vollzeitstelle zu sichern. Einzelnen wären ihre Fähigkeiten gelobt, ja sogar bewundert worden – und genau das würde nun geschehen. Wenn sie nicht mehr mit Nico verglichen wurde, konnte Libby endlich ihr volles Potenzial ausschöpfen, ohne sich für jedes bisschen Anerkennung halb zu Tode zu schuften.

Eine merkwürdige Vorstellung. Merkwürdig einsam. Und doch jagte ihr ein Schauer freudiger Erwartung über den Rücken.

Der Boden zu ihren Füßen erzitterte, und sie sah zu Nico hinüber, der gedankenverloren vor sich hin starrte.

»Hey.« Sie stupste ihn mit dem Ellenbogen an. »Lass das.«

Er blickte sie gelangweilt an. »Ich bin nicht für jedes Erdbeben verantwortlich, Rhodes. Ich gebe dir ja auch nicht die Schuld für jeden Waldbrand.«

Sie verdrehte die Augen. »Ich erkenne durchaus den Unterschied zwischen einem Erdbeben und einem Varona-Ausraster.«

»Pass auf«, sagte er warnend und ließ den Blick zu Ezra schnellen. »Fowler soll uns doch nicht schon wieder streiten sehen, oder? Sonst bekommt er noch einen falschen Eindruck.«

Nicht das schon wieder. »Weißt du eigentlich, wie kindisch deine Besessenheit von meinem Freund ist, Varona? Das hast du echt nicht nötig.«

»Du weißt doch gar nicht, was ich nötig habe«, erwiderte Nico beiläufig.

Von der anderen Seite der Bühne warf Breckenridge ihnen einen warnenden Blick zu.

»Stell dich nicht so an«, murmelte Libby.

Nico und Ezra hatten sich die zwei Jahre gehasst, die sie alle gemeinsam an der NYUMA verbracht hatten. Dann hatte Ezra seinen Abschluss gemacht, was aber nichts an Nicos Abneigung gegenüber Libby geändert hatte. Nico hatte in seinem ganzen Leben keinen einzigen Rückschlag erleiden müssen, also war es ihm einerlei, wie viel Ezra einstecken konnte. Libby und Ezra hatten beide Verluste erlitten; Ezras Mutter war gestorben, als er noch ein Kind gewesen war, und hatte ihn zu einem obdachlosen Waisen gemacht. Nico hatte vermutlich noch nicht einmal eine Scheibe Brot zu lange im Toaster gelassen. »Nur falls du's vergessen hast: Du musst Ezra nie wieder sehen. *Wir*«, fügte sie hinzu, »müssen einander nie wieder sehen.«

»Mach es mal nicht tragischer, als es ist, Rhodes.«

Sie warf ihm einen finsternen Blick zu, und er grinste sie an.

»Wo Rauch ist ...«, murmelte er, und erneut flackerte der Ärger in Libby hoch.

»Varona, kannst du nicht einfach ...«

»... freue ich mich, Ihnen Elizabeth Rhodes vorzustellen!«, wurde Libby angekündigt.

Sie sah auf und stellte fest, dass alle Augen im Publikum erwartungsvoll auf sie gerichtet waren. Und Ezras Blick besagte eindeutig, dass er ihre Kabbelei mit Nico mitbekommen hatte.

Sie zwang sich zu einem Lächeln, stand auf und erwischte auf dem Weg zum Rednerpult noch Nicos Zehen mit dem Schuh. Ups.

»Und lass die Finger aus den Haaren«, gab der ihr leise mit auf den Weg.

Nach diesem Kommentar war sie sich natürlich nur umso deutlicher bewusst, dass ihr Pony ihr die gesamte zweiminütige Rede lang in die Augen zu fallen drohte. Kein magisches, aber doch ein mysteriöses Talent, wie der Kerl sie immer wieder aus dem Gleichgewicht brachte. Die Rede selbst lief gut (fand sie), doch als sie wieder zu ihrem Platz ging, hätte sie Nico am liebsten noch einmal schwungvoll getreten. Stattdessen setzte sie sich still und dachte daran, wie wunderbar das Leben in etwa zwanzig Minuten sein würde, wenn sie Nico für immer los war.

»Gut gemacht, ihr zwei«, sagte Dekanin Breckenridge trocken und schüttelte den Kopf, als die beiden von der Bühne stiegen. »Eine ganze Abschlussfeier ohne einen Zwischenfall. Wirklich beeindruckend.«

»O ja, wir sind ziemlich beeindruckend«, erwiderte Nico in einem Ton, für den Libby ihm eine Ohrfeige verpasst hätte.

Breckenridge hingegen kicherte amüsiert, schüttelte gutmütig den Kopf und wandte sich einer Kollegin zu, während Libby und Nico in den Saal traten.

Als sie bei den anderen Absolventen und deren Gästen ankamen, hielt Libby für eine letzte Bemerkung inne. Sie wollte etwas sagen, das Nico für den Rest seines Lebens verfolgte, während sie für immer daraus verschwand.

Doch dann beschloss sie stattdessen, ihm einfach nur die Hand hinzustrecken und sich wie eine Erwachsene zu benehmen.

Zivilisiert.

Und so weiter.

»Na dann, schönes Leben dir«, sagte sie, und Nico beäugte ihre Hand argwöhnisch.

»Mit dem Spruch willst du dich verabschieden, Rhodes?« Er schürzte die Lippen. »Komm schon, das kannst du besser. Du hast doch bestimmt unter der Dusche geübt.«

Er machte sie absolut *wahnsinnig*. »Vergiss es«, sagte sie, zog die Hand zurück und wandte sich zum Ausgang. »Auf Nimmerwiedersehen, Varona.«

»Schon besser«, rief er ihr nach und applaudierte herablassend langsam. »Wirklich gut, Elizabeth ...«

Mit geballter Faust wirbelte sie herum. »Was hast du dir denn als Verabschiedung ausgedacht?«

»Warum sollte ich dir das jetzt noch sagen?«, fragte er mit einem selbstgefälligen Grinsen. »Vielleicht lasse ich dich einfach grübeln. Weißt du«, er machte einen Schritt auf sie zu,

»nur so für den Fall, dass du während deines sterbenslangweiligen Lebens mit Fowler deinen Geist etwas beschäftigen möchtest.«

»Du bist echt unglaublich, weißt du das?«, fauchte sie.
»Dieser Kindergartenkram ist so gar nicht sexy, das ist dir schon klar? In zehn Jahren wirst du genauso allein sein wie jetzt, und Gideon wird dir immer noch deine Krawatten aussuchen. Glaub mir, dann werde ich nicht einen Gedanken an dich verschwenden.«

»In zehn Jahren wirst du dich mit drei Fowler-Babys herumschlagen«, erwiderte Nico, »und dich fragen, wo zur Hölle deine Karriere hin ist, während dein Durchschnittsmann wissen will, wo das Abendessen bleibt.«

Da war das Gefühl wieder.

Wutentbrannt.

»Egal, wann wir uns noch mal sehen sollten, Varona«, zischte Libby. »Egal wann, es wird trotzdem *zu früh* sein ...«

»Entschuldigung«, erklang eine Männerstimme neben ihnen. Nico und Libby fuhren beide herum.

»Was?«, fragten sie im Chor, und der Unbekannte lächelte.

Er hatte dunkle Haut, sein Kopf war kahl rasiert und schimmerte im Licht. Er mochte um die vierzig sein. Wegen seiner auffälligen Körpergröße, seiner offensichtlich britischen Manieren und seiner ebenso britischen Kleidung (Tweed; viel Tweed mit etwas Schottenmuster) stach er zwischen den anderen Besuchern hervor.

Und er kam gänzlich ungelegen.

»Nicolás Ferrer de Varona und Elizabeth Rhodes?«, fragte er.
»Ich würde Ihnen gern ein Angebot unterbreiten.«

»Wir sind nicht auf der Suche nach einem Job«, entgegnete Libby gereizt, bevor Nico etwas Versnobtes loswerden konnte.
»Und außerdem sind wir gerade beschäftigt.«

»Ja, das habe ich bemerkt«, erwiderte der Mann amüsiert.
»Allerdings habe ich einen vollen Terminplan, und für mein Angebot kommen wirklich nur die Besten in Frage.«

»Und wen von uns beiden meinen Sie damit?«, fragte Nico, erwiderte Libbys vernichtenden Blick einen Moment lang voller Verachtung und wandte sich dann dem wartenden Mann zu, der seinen Schirm am Arm baumeln ließ. »Es sei denn natürlich, Sie meinen ...«

»Ich meine Sie beide«, bestätigte der Mann, und Libby und Nico wechselten einen Blick aus der Kategorie *Was auch sonst?*.
»Oder vielleicht auch nur einen von Ihnen.« Er zuckte mit den Schultern, und Libby runzelte leicht die Stirn, obwohl die Sache sie überhaupt nicht interessierte. »Wer von Ihnen Erfolg hat, liegt ganz bei Ihnen, nicht bei mir.«

»Erfolg?«, fragte sie. Die Worte kamen ihr über die Lippen, obwohl sie gar nicht vorgehabt hatte, etwas zu sagen. »Was bedeutet das?«

»Es gibt nur Platz für fünf Kandidatinnen und Kandidaten«, sagte der Mann. »Sechs werden ausgewählt. Die Besten der Welt«, fügte er hinzu.

»Die Besten der *Welt*?«, wiederholte Libby zweifelnd. »Klingt übertrieben.«

Der Mann neigte den Kopf. »Ich kann Ihnen die Zahlen gern einmal darlegen. Momentan gibt es etwa zehn Milliarden Menschen auf der Welt, richtig?«, fragte er, und Nico und Libby nickten misstrauisch. »Neuneinhalb Milliarden, wenn man genau sein möchte, von denen nur ein Bruchteil magisches Blut hat. Etwa fünf Millionen können als Magier eingestuft werden. Sechs Prozent haben Medäerpotenzial und können an einer der Universitäten studieren. Nur zehn Prozent davon qualifizieren sich für eine der besten Universitäten, wie beispielsweise diese«, sagte er und deutete auf die NYUMA-Banner. »Ein Bruchteil dieser Studentinnen und Studenten – ein Prozent oder weniger – wird von meinem Auswahlgremium in Betracht gezogen. Von diesen dreihundert Absolventen haben weitere zehn Prozent *vielleicht* die nötigen Qualifikationen: das richtige Fachgebiet, akademische Leistungen, Charaktermerkmale und so weiter.«

Dreißig Menschen. Nico warf Libby einen selbstgefälligen Blick zu, ganz so, als wüsste er, dass sie im Kopf mitrechnete. Sie legte all ihre Verachtung in ihren Blick, um ihm zu verstehen zu geben, dass sie ganz genau wusste, dass *er* nicht mitrechnete.

»Dann geht der Spaß erst richtig los, denn dann kommt die eigentliche Auslese«, fuhr der Mann fort, dessen maßgeschneiderter Tweedanzug darauf schließen ließ, dass er gut bezahlt wurde. »Welche Studenten beherrschen die seltenste Magie? Welche sind neugierig? Die meisten eurer talentiertesten Kommilitonen werden der magischen